



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

Anhang: Ossian

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

der Traum vom ferneblauen Leben (p. 359). Die bekannte Frau Ehre kommt (p. 384) als Gast.

Den „klingenden“ Morgen nennt der Dichter einen krystallinen Wagen (p. 22); das Tor des Jahrhunderts springt mit ehernen Pforten auf (p. 223). Die beliebte Harmonie der Sphären tönt auch bei K.

p. 334: Dort im donnernden Weltgesang wirst du ein leises Lied erkennen,
das dir, wie fernster Glockenklang, diesen Sommertag wird nennen.

Der Tod erscheint als Jäger, welcher in goldbetresstem Kleide auf dem hintersten Wagen steht (p. 313), ein andres Mal (p. 377) mit der wolbekannten Sense ... ein Ende nimmt der Firlefanzt;

denn die Universität des Schweigens
ist das Grab und Christ wie Heide,
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier
lernen schweigen in der Erde,

wo sich die Menschen so verwandeln, dass, wie Keller allerliebst sich ausdrückt (p. 491), das bescheidne Mondesviertel still durch Menschenrippen zwinkert.

Der Mensch zieht also auch die unbelebte Natur herbei, dass sie (in seiner Phantasie) Anteil habe an dem, was ihn bewegt. Jenes Herbeiziehen ist den Hebräern ja nicht allein eigen: dennoch gehen die meisten der obigen Beispiele auf die Quelle des A. T. zurück. Nur der Glaube, dass die Sonne moralischen Anteil nimmt ist unser deutsches Erbteil. Aber das andere ist entlehnt, da es — meines Wissens — nur eine Poesie gibt, welche der Natur eine ähnliche Stellung anweist, die unter Ossians Namen gehende Sammlung. Da heisst es (Ahlwardt):

Die Hügel ergreift ein Graun (I, 41)

Kommt Hügel Conas, mit euren Strömen

Kommt und horcht auf Oisians Stimme (III, 286).

Die stillen Thale der Nacht erfreuen sich (III, 349).

Es trauern die Thal im Gebirg
Voll wechselnder Furcht vor dem Regen (II, 12)
Inseln schütteln die hundert Häupter (II, 205)
Die Flut hemmt zagend den Lauf (III, 109)
(weil ein Geist winselt)

Langsam rollen die Wellen um dich
Zu schauen den Held, des Wange strahlt;
Sie heben mit Furcht ihr Haupt.
Sie sahen dich (die Sonne) in Schlummer schön
Und fliehen erbleichet hinweg (III, 91)

Stern der sinkenden Nacht
Voll Freude umkreisen dich die Wellen
Sie baden dein liebliches Haar (III, 310)

Der blaue Stern ist froh im Thal (II, 96. 380)

Wenn die Sterne wir hinter ihr (der Wolke) sehn
Mit ihren weinenden Augen (III, 485)

Wann hold in stiller Wonn' er (der Stern) blickt (II, 39)

Vor dir (Mond) freuen sich die Wolken
Von Glanz bestrahlt die blauen Säume (III, 375)

Und im Strome des Winds sich freut die Eiche (III, 489).

Sieht man in den eben angeführten Stellen die Natur empfindungsvoll belebt, so könnte man denken, dass dergleichen von selbst entstehen kann, also nicht, wie oben, aus dem A. T. entlehnt zu sein braucht. Nicht alle Belebung der Natur ist entlehnt: die christlich-religiösen Beispiele sind aber einmal denen des A. T. sehr ähnlich und zweitens sind sie überhaupt andrer Art als die bei Ossian. Denn bei letzterem bewundert, fürchtet u. s. w. die Natur sich selbst in einzelnen ihrer Teile oder Erscheinungen: dort aber ist alles nur zur Ehre Gottes. Die stets wiederkehrende Frage, ob aus mythologischer Tradition bei Ossian gesprochen wird, scheint zu verneinen; denn Hügel, Täler, Inseln, Wellen, die Eiche, die Wolken, die Sterne werden nur mit dem allgemeinen Attribute der Empfindung ausgestattet und zeigen weder persönlich individuelle Züge, noch irgendwie bemerkenswerte oder wunder-

liche Schicksale. Sie empfinden zwar etwas, erleben aber eigentlich nichts, geschweige denn, dass sie aus dem allgemeinen Nebeldunste der Empfindung als zielvoll strebende Individuen klar hervortreten oder uns durch kraftvolles Handeln den Schein einer eignen Persönlichkeit erregen könnten.

Wenn es wahr ist, dass sogar die erste germanische Entlehnung aus der alten Welt wesentlichen Einfluss auf die Entstehung der specifisch-germanischen Lautform geübt hat, dass wir berechtigt sind, die Entstehung der specifisch hochdeutschen Lautform durch Vermittelung des Versbaues auf Berührung mit der Antike zurückzuführen¹⁾, wieviel selbstverständlicher ist alsdann noch die Gedankeneinwirkung der reifen oder überlebten Kultur der Antike auf die erst aufblühende germanische?

Die griechische Literatur ging zu den Römern, die gräci- sierte lateinische und die rein griechische kam zu den Deutschen. Es brauchen nicht viel Worte gemacht zu werden, Amor und Venus bleiben ewig römisch, ewig heidnisch: wie sie sich als Eigennamen nicht übersetzen lassen (wenn wir auch eine Ety- mologie haben), so bleiben sie als Personen gänzlich unüber- setzbar. Im christlichen Zeitalter haben sie ja dennoch in Folge ihres ästhetischen Reizes fortbestanden; genau genom- men jedoch sind sie höchstens in der profanen Poesie erlaubt, in der religiösen nehmen sie sich als Curiositäten des Ge- dächtnisses aus. Der Himmel wird mehrmals Olymp genannt; Zeus und andere Götter waren auf dem Olymp; die Stelle, von der aus Gott regiert, kann man also seinen Olymp nennen. Ja, diesen Vergleich kann man anstellen; nur würde sich gar Mancher die Redensart verbitten, dass Gott auf dem Olymp

1) Wackernagel, Gesch. d. d. Lit. 2. Aufl. I. S. 4 Anm. 5a und Scherer, Zur Gesch. d. d. Sprache, 1868. S. 167, 165.

ist, dass der fromme Mensch einstmals die Pforte des Olymps sich wird öffnen sehen, um dort das selige Leben zu geniessen. Mythologie haben wir bei den christlichen Dichtern gar nicht mehr vor uns. Ist es aber Poesie? Was der Mythos sagt, wird für reale Wahrheit gehalten. Er ist ja natürlich nicht ein Erlebnis, sondern nur die Ausdeutung eines Ereignisses. Dass am Himmel ein Gott den Donnerkeil schleudert, hat keiner von denen gesehen, welche es glaubten. Aber sie glaubten es eben: sie hatten einen Mythos.

Von den christlichen Dichtern glaubt keiner, dass Zeus auf dem Olymp gesessen hat, wenn es gleich diesen Berg gibt. Dennoch sagen sie allerlei christlich-metaphysische Ereignisse vom Olymp aus; Olymp bedeutet also nur „Stelle, von wo aus Gott regiert“, die früher einmal fälschlich als Sitz falscher Götter gegolten hat.

Es wäre sehr erwünscht, wenn hier das Wörtchen „wie“ oder „gleichsam“ vor den Olymp vorgesetzt wäre (vgl. Steinthal, Ztschr. f. Völkerps. II. S. 176), dann hätte man noch eher den Eindruck von Poesie, während mir jetzt der Olymp als frostig oder unpassend erscheint¹⁾. Man wird jedoch lieber, statt dem Urtheilsspruch blindlings zu glauben, die Zeugen selbst hören wollen. Ihren Reigen eröffnen die religiösen. Es folgen einige Stellen aus Volksliedern; den Schluss bildet ein Dichter, religiös und profan erprobt und eben deswegen hier erscheinend, da sein Heidentum unverdächtig ist ein ästhetischer Schleier, durch welchen die unverkümmerten Runzeln guter Gesinnung hindurch scheinen — übrigens ein wirklicher Poet.

1) R. Werner, Seebilder, 1876 S. 107: Der grosse Kurfürst lächelt freundlich vom Elysium herab, dass die Nachkommen ihre Aufgabe erkannt haben und der brandenburgische Adler nach langer Ruhe abermals auf dem Wasser horstet.